

JÜDISCHER IDENTITÄTSWANDEL IN OSTPREUSSEN. PARADIGMEN

Ruth Leiserowitz

ABSTRACT

Jewish immigration, which increased in East Prussia particularly after the Crimean War (1853-1856) because of an immigration policy that had been liberal for decades, brought especially young Litvak families to the region. They came with the decided endeavour to leave a part of their Litvak traditions behind and to establish themselves in Prussia. Which Jewish identity did they pass on to their children, who grew up as citizens of the Reich? And how did the identity of the grandchildren's generation unfold? That very prominent change of identity is shown on the basis of one family that proves to be exemplary for Jews who immigrated in the second half of the 19th century.

Several generations can be defined. The generation of the immigrants had children who explicitly felt German. The life of the grandchildren was connected to the decision for forced migration and thus with commitment to a new chosen homeland (in most cases, Palestine), in which the mental relationships to their home region were shaped in a very ambivalent way.

KEY WORDS: Jews identity, Jews immigration, Litvak tradition, East Prussia, Holocaust.

ANOTACIJA

Išaugusi žydų emigracijos banga į Rytų Prūsiją, ypač po Krymo karo (1853–1856), kurią nulėmė liberali keletą dešimtmečių vykdyta imigracijos politika, paskatino į regioną atvykti ypač jaunas litvakų šeimas. Jie vyko apsisprendę atsisakyti dalies litvakų tradicijų ir įsikurti Prūsijoje. Kokią žydišką tapatybę jie siekė perduoti savo vaikams, kurie augo kaip Reicho piliečiai ir kokią tapatybę paveldėjo anūkų karta? Šie esminiai tapatybės pokyčiai yra analizuojami remiantis vienos šeimos, kuri imigravo XIX a. antrojoje pusėje, atveju.

Šiame tyrime analizuojamos kelios kartos. Viena iš jų – imigrantų vaikai, kurie save identifikoavo su vokiečiais. Anūkų kartos gyvenimas buvo susijęs su priverstine migracija ir su išipareigojimu pasirinkti naują tėvynę, daugeliu atvejų – Palestiną, kur mentalinis santykis su jų gimtine įgavo dvilypį pavidalą.

PAGRINDINIAI ŽODŽIAI: žydų tapatybė, žydų imigracija, litvakų tradicija, Rytų Prūsija, holokaustas.

*PD Dr. Ruth Leiserowitz
Stellvertretende Direktorin
Deutsches Historisches Institut Warschau
Palac Karnickich
Aleje Ujazdowskie 39
PL 00-540 Warszawa
ruth@leiserowitz.de*

I. Fragestellung

Die jüdische Zuwanderung, die in Ostpreußen besonders nach dem Krimkrieg (1853-1856) aufgrund einer mehrere Jahrzehntelangen liberalen preußischen Zuwanderungspolitik zunahm, brachte vor allem junge litvakische Familien aus dem grenznahen Gebiet in die Region. Sie kamen in dem deutlichen Bestreben, sich in Preußen zu etablieren und hier eine materiell attraktive Existenz aufzubauen. Welche jüdische Identität vererbten sie ihren Kindern, die schon als Reichsbürger aufwuchsen? Und wie gestaltete sich die Identität der Enkelgeneration – immer im Kontext zur politischen Geschichte der Region? Den sehr deutlichen Identitätswandel schildere ich an Hand eines Familienbeispiels, das sich aber als exemplarisch für die in der zweiten Hälfte des 19. Jhs. in die Region zugewanderten Juden erweist. Dabei gehe ich auch von folgenden Annahmen aus:

Zum einen von der Überlegung Jürgen Straubs, dass Identität immer ein gebildetes Konstrukt ist, dass sich auf Wissen, Bewusstsein und Reflexion gründet¹, zum anderen von der Annahme Jan und Aleida Assmanns, dass Identität als eine Praxis der Differenz gesehen werden kann.²

II. Vorbemerkungen

Die Geschichte der jüdischen Zuwanderung des 19. Jahrhunderts nach Ostpreußen und die Gründung von 45 Synagogengemeinden ist für sich betrachtet eine Erfolgsgeschichte. Die jüdischen Bürger die im ersten Jahrzehnt nach 1812 vorwiegend aus Westpreußen zuwanderten und in geringerem Maße aus den Randgebieten des Russischen Imperiums belebten die Wirtschaft enorm. Sie veränderten Städte und deren gesellschaftliche Struktur und prägten das Bürgertum. Um die Zeit der Reichsgründung setzte eine Phase recht liberaler Einbürgerungspolitik ein. Es war die liberale Ära des Deutschen Kaiserreichs, die auch mehrere Jahre von wirtschaftlicher Hochkonjunktur geprägt wurde. Zu dieser Zeit erfuhren die jüdischen Gemeinden noch einmal Zuwachs von jenseits der Grenze. Jetzt wanderten vor allem litvakische Familien aus den Gouvernements Kaunas und Suwałki zu. Die siebziger Jahre waren das „glückliche Jahrzehnt“ der ostpreußischen Juden. Der nachfolgende Beitrag schildert einen Fall, der die Kreis- und Garnisonsstadt Tilsit zum Mittelpunkt hat. 1895 zählte diese Stadt ca. 28.000 Einwohner, darunter 681 Katholiken und 600 Israeliten.

Der Beitrag fußt auf Photos und Korrespondenzen aus Familiennachlässen, die um einige Archivdokumente erweitert wurden und ist ein Detail aus einer größeren Studie über die Juden im deutsch-litauischen Grenzgebiet.³

III. Die Zuwanderergeneration

Der Händler Hirsch Leiserowitz kam mit seiner Frau Henriette geb. Meyer um 1870 aus Žemaičių Naumiestis nur wenige Kilometer über die Reichsgrenze nach Ostpreußen. Anzunehmen ist, dass die Familie eine Generationen vorher aus dem Landesinneren an die Peripherie zugewandert war. Die weitere Herkunft ließ sich bisher nicht rekonstruieren. Der Vater betrieb einen kleinen Lebensmittelhandel in dem Marktflecken Heydekrug, die fünf Kinder der Familie Abraham, Max, Minna, Bertha und Anna gingen hier zur Volksschule. Sie waren nicht die einzigen Juden im Ort. Um 1880 lebten etwas über 300 jüdische Einwohner im Kreis. Seit 1858 existierte eine Kreis-Synagogen-Gemeinde zu Heydekrug. In deren Vorstand dominierten die Juden aus den westpreußischen Zuwandererfamilien, Unterschieden Außenstehende einzig Juden und Nichtjuden, differenzierten die jüdischen Gemeinschaften noch genauer: Die Länge des Aufenthaltes in deutschem Gebiet und der Grad der Germanisierung spielten in den internen Kreisen eine erhebliche Rolle. Die litvakischen Familien, die um 1870 zuwanderten und auch kein großes Vermögen vorweisen konnten, genossen ein relativ geringes Ansehen im Gegensatz zu den Familien der vermögenden jüdischen Holzhändler, die seit den 1820er Jahren zugewandert waren. So fühlten sie

¹ STRAUB, J. Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In *Identitäten*. Hrsg. von A. ASSMANN, H. FRIESE. Frankfurt am Main, 1999, S. 73-104.

² ASSMANN, A.; FRIESE, H. Einleitung. In *Identitäten*. Hrsg. von A. ASSMANN, H. FRIESE. Frankfurt am Main, 1999, S. 11-23.

³ LEISEROWITZ, R. *Sabbatleucher und Kriegerverein. Juden in der ostpreußisch-litauischen Grenzregion 1812–1942*. Humboldt-Univ., Habil.-Schr.–Berlin, 2007, Osnabrück 2010.

einen doppelten Druck, sich emporzuarbeiten – einerseits jenen aus der deutschen Gesellschaft und darüber hinaus den aus den jüdischen Kreisen.

Hirsch Leiserowitz wurde auf Grund der liberalen preußischen Einwanderungspolitik jener Jahre rasch preußischer Staatsbürger. Er konnte – wie viele andere litvakische Zuwanderer – bereits vor seiner Niederlassung in Ostpreußen Deutsch lesen und schreiben. Allerdings verriet seine Unterschrift immer, dass seine erste Alphabetisierung im Cheder stattgefunden hatte. Er malte seine Buchstaben und schrieb sie nicht in einem Zug.⁴ Für Vater Leiserowitz war die Synagoge ein wichtiger Lebensmittelpunkt, aber nicht so sehr das Wohl und Wehe der Gemeindeverwaltung. Zu wichtigen Versammlungen fehlte er häufig.⁵ Die Familie passte sich äußerlich gut in das Leben in der Kleinstadt ein, innerlich blieben die Eltern Grenzgänger, die weiterhin gute Kontakte zu ihren Angehörigen in den benachbarten Städtchen hinter der Grenze pflegten. Ihren Kindern, die alle schon in Preußen geboren wurden, gaben sie deutsche Namen, intern hatte jedes Kind auch einen jüdischen Namen, mit dem sie häufig zuhause gerufen wurden. So hieß Max Leiserowitz auch Mordechaj.⁶

Alle fünf Kinder der Familie besuchten in den 1880er/1890er Jahren die deutsche Volksschule in Heydekrug, lernten deutsch lesen und schreiben, sprachen zu Hause Deutsch und fühlten sich, als sie heranwuchsen, als Reichsbürger. Andere Altersgefährten aus ähnlichen jüdischen Familien, die ebenfalls in dieser Region lebten, aber noch keine preußische Staatsangehörigkeit erworben hatten, wanderten in dieser Zeit weiter, gingen nach Südafrika oder die Vereinigten Staaten. Die junge Generation der Leiserowitz fühlte sich aber wie die meisten ihrer nichtjüdischen und jüdischen Schulkameraden deutsch. Die Jungen Abraham und Max wurden Händler wie ihr Vater, Abraham spezialisierte sich auf den Aufkauf von Fellen, Max eröffnete einen Lebensmittelladen.

Die mittelgroße Familie – unser Fallbeispiel – vergrößerte sich nach der Jahrhundertwende durch Heirat. Abraham zog nach Tilsit, heiratete Valeska und hatte mit ihr zwei Kinder, Bertha heiratete den Produkthändler [Lebensmittelaufkäufer] Moses Borowski, lebte mit ihm und den gemeinsamen drei Kindern in der ostpreußischen Kleinstadt Guttstadt, Minna heiratete den Produkthändler Koppel Klimowski und hatte mit ihm zwei Töchter. Die Familie wohnte in Gerdauen, Max heiratete die Schneiderin Ida Sandelowski aus einem Dorf bei Labiau und hatte mit ihr eine Tochter und einen Sohn. Die jüngste Tochter Anna, starb früh. In der Familienüberlieferung kursiert die Legende von einem tödlich geendeten Abtreibungsversuch.⁷ Bis auf die Herkunft der Valeska, die nicht genau nachgewiesen kann, handelt es sich um drei Heiraten, in denen Juden, die ihre familiären Wurzeln im Gouvernement Kaunas, dem so genannten Russisch Litauen hatten, Ehepartner aus dem Gouvernement Suwalki, aus Russisch-Polen. Derartige Ehen wurden im Untersuchungszeitraum häufiger geschlossen. Ehen dieser Zuwandergruppen mit Partnern, die aus schon länger in Preußen ansässigen Familien stammten, waren um die Jahrhundertwende äußerst selten.

IV. Die „Deutsche Generation“

Die junge jüdische Generation hatte in Ostpreußen relativ große Probleme, passende Ehepartner zu finden, die in Herkunft und Erziehung in etwa dem familiären Umfeld entsprachen. Jüdische Zuwanderer der vorherigen Generation, also der ca. um 1850–60 geborenen, hatten häufig die

⁴ Band V, Heydekrug, Verhältnisse der Juden 1915-1922. *Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz*, Berlin (*GStAPK*), Abt. XX, Rep. 12, Titel 3, Nr. 29, S. 24.

⁵ *Ibid.*

⁶ Seine Tochter wurde 2010 in Jerusalem beerdigt. Auf ihrem Grabstein steht der Zusatz „Tochter Mordechais“.

⁷ Überliefert ist nur eine Photoaufnahme von der schon Verstorbenen.

traditionelle Heiratsvermittlung in Anspruch genommen, bzw. Mädchen aus ihrem Herkunftsort geheiratet und dann nach Ostpreußen gebracht. Aus der Statistik der jüdischen Eheschließungen in Heydekrug zwischen 1848 und 1872 geht hervor, dass etwa 50 % der dort heiratenden Juden, vor allem die neu Zugewanderten, in jenem Zeitraum Ehen mit Frauen aus Kurland oder Litauen eingegangen waren.⁸ Auffällig ist, dass die jüdische Generation, die in der deutschen Volksschule sozialisiert worden war, wie auch die Kinder von Hirsch Leiserowitz, sich mit Partnern verheiratete, die den gleichen Bildungsweg hatten. Es wäre in staatsbürgerrechtlicher Hinsicht auch um die Jahrhundertwende durchaus möglich gewesen, dass Litvaks mit deutscher Staatsangehörigkeit, Jüdinnen aus Litauen heirateten. In den Stetl nahe der Grenze gab es zu dem vor allem aufgrund der litvakischen Militärflüchtlinge einen hohen Mädchenüberschuss. Es ist jedoch aus den Akten der jüdischen Gemeinden kein Fall bekannt, indem jüdische Männer in Ostpreußen nach 1875 Frauen aus dem Ausland mit einem anderem Bildungshintergrund geheiratet hätten. Hier wurde anscheinend Differenz praktiziert, in dem sich die jungen jüdischen Männer deutlich von den Heiratsmustern der vorherigen Generation abgrenzten. Durch diese Entscheidung bildeten sie auch eine Facette ihrer Identität aus, schufen sie ihr Konstrukt der personellen Identität, die der des deutschen Staatsbürger mosaischer Konfession entsprach.⁹

Interessant ist, dass viele Kontakte zu neuen Bekanntschaften über den Militärdienst, den die jungen Vertreter der, wie ich sie nenne „deutschen Generation“ ableisteten, angeknüpft wurden.

Während die litvakischen Jugendlichen aus den Stetl der Gouvernements Kaunas und Suwalki in Scharen vor dem russischen Militärdienst flohen, dienten die jungen Litvaks in Ostpreußen zu einem relativ hohen Anteil. So wird auch wieder ein Zeichen von Differenz deutlich, Dieser Lebensabschnitt als Soldat entsprach ihrer Vorstellung von der Existenz als deutscher Staatsbürger. Der Militärdienst war Ausdruck ihrer patriotischen Gesinnung, einer völlig neuen Erfahrung, die ihre Familien nicht aus früheren Jahrzehnten kannte. Die Armeezeit wurde zum großen Teil in Tilsit abgeleistet. Hier entstanden in gewisser Weise informelle Kontaktbörsen. Zum einen lernten sich Jugendliche mit gleichen Gesinnungen und Intentionen kennen, zum zweiten hatten die jüdischen Soldaten der Garnison Kontakt zu den Mitgliedern der örtlichen Gemeinde und drittens kamen auch junge Frauen in die Stadt, um bei sich ergebenden Gelegenheiten Bekanntschaften mit Armeedienstleistenden zu schließen. Um zum speziellen Fall der Familie Leiserowitz zu kommen: Abraham, der älteste Sohn, erwarb 1900 im Alter von 26 Jahren die Stadtbürgerschaft von Tilsit und führte dort die folgenden Jahrzehnte hindurch einen Handel mit Fellen. Über ihn lernten seine Schwestern Minna und Bertha ihre jeweiligen späteren Ehepartner Koppel Klimowski und Moritz Borowski kennen, die beide in Tilsit ihren Wehrdienst ableisteten. Max Leiserowitz, der einige Jahre später diente, lernte während seiner Militärzeit David Sandelowski kennen, der fünf jüngere Schwestern hatte. Er heiratete 1913 die älteste von ihnen. Auffällig war, dass die Anzahl der Kinder in den neuen Familien signifikant abnahm. In der Regel gab es zwei bis drei Kinder, was einen krassen Gegensatz zu dem Kinderreichtum der Familien in den Stetl darstellte. Diese Kinder nun trugen vorrangig nichtjüdische Vornamen, die von den Eltern bewusst gewählt worden waren und erheblich von der jüdischen Namenstradition abwichen.

In dem konkreten Familienbeispiel hießen die Kinder Herbert und Erika, Anni und Hertha, Erna, Kurt und Erika sowie Hans-Georg und Hilde. Die Welten von Frauen und Männer bildeten gewissermaßen einen Spagat. Die Frauen waren zu Hause, und gingen nach der Eheschließung keiner eigenständigen beruflichen Tätigkeit nach. Sie führten einen koscheren Haushalt, die Männer waren

⁸ Band V, Heydekrug, Verhältnisse der Juden 1915-1922. *Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz*, Berlin (*GStAPK*), Abt. XX, Rep. 12, Titel 3, Nr. 29, S. 24.

⁹ STRAUB, J. Op. cit., S. 93.

beruflich teilweise viel unterwegs, wie die Produkthändler Moritz Borowski und Koppel Klimowski. Sie trafen sich auch in lokalen Veteranenvereinen, wo sie deutlich nichtjüdische Gewohnheiten pflegten. Die Ehepaare mussten den familiären Konsens an „Jüdischkeit“ jeweils untereinander aushandeln. Für alle in der Fallstudie erwähnten Familien, stellte der Erste Weltkrieg ein einschneidendes Erlebnis dar. Die Familienväter, Männer und Brüder wurden eingezogen, die jungen Ehefrauen hielten sich mit den kleinen Kindern in der Regel während der Kriegszeit bei ihren Müttern auf. Sie bildeten dort Wartegemeinschaften. Die in der Armee befindlichen jüdischen Männer waren zum größten Teil miteinander bekannt, befreundet bzw. verwandt. Es entwickelten sich so Lebensabschnitte intensiver Gemeinschaft, die sich weit über das gemeinsam erlebte Kampf- und Frontgeschehen erstreckten. (Angemerkt werden muss auch, dass es keine rein jüdischen Einheiten gab. Die jüdischen Soldaten bildeten kleine Grüppchen innerhalb der Verbände, die lokal gegliedert waren.) Somit lässt sich resümieren, dass es in der Zeit von 1914–1918 zu ausschließlich *weiblich* geprägten Abschnitten des Familienlebens kam, wie auch zu ausschließlich *männlichen* Abschnitten, in denen auch innerhalb der Armee Familienkontakte gepflegt wurden. Insofern kam es zu einer Verfestigung von jeweils weiblichen und männlichen Erlebniswelten. Da die ostpreußischen Einheiten vorwiegend an der nahen Ostfront eingesetzt wurden, gab es zwischendurch auch Fronturlaub und somit Besuche der Soldaten bei der Familie. Das am meisten verbreitete Kontaktmedium war jedoch die Photopostkarte, die relativ häufig verschickt wurde. Die Photos und die dazu gehörigen Texte bildeten die freundschaftlichen und familiären Kontakte der Soldaten ab. Schriftstücke der Frauen sind leider nicht erhalten geblieben. Diese Asymmetrie lässt sich damit erklären, dass die Bildpostkarten auf Grund der Photos als allgemein interessanter und somit bewahrenswerter angesehen wurden, als die Korrespondenz der Frauen, die wohl als intim betrachtet wurde.

Der Krieg reduzierte die Anzahl der jungen Männer, darunter auch der jüdischen immens. Junge Frauen im heiratsfähigen Alter, die *nicht* vor dem Krieg geheiratet hatten, fanden in der Regel nach dem Krieg keinen Ehepartner. Dieses Schicksal war eher ein allgemein deutsches, als ein deutsch-jüdisches, sollte sich aber (und hier geht die Feststellung weit über den lokalen Horizont der Fallstudie hinaus) als negativ für die Zukunft erweisen. Ledige Frauen konnten weitaus weniger Kapital akkumulieren, um in den dreißiger Jahren erfolgreich eine Emigration zu betreiben, sie hatten keine Berufe, die Emigrationsvorhaben attraktiv waren und wurden darüber hinaus häufig verpflichtet, vor Ort zu bleiben, um alte nicht mehr migrationsfähige Eltern zu betreuen.

V. Generative Unterschiede

In der Elterngeneration oder auch der Zuwanderergeneration schien der Stellenwert der Heimatgemeinschaft, der gemeinsamen Herkunft, immer eine wesentliche Rolle zu spielen, wobei aufgrund der starken Verwandtschaftsbeziehungen kaum zwischen Verwandtschaft und Freundschaften getrennt werden konnte. Das beeinflusste auch die nächste Generation, die im Fokus der Fallstudie steht, obwohl sie nur in den wenigsten Fällen mit den konkreten Orten und Ortserlebnissen der Eltern jenseits der Grenze vertraut waren.¹⁰ Die jüdische Familie auf dem Dorf lebte in der Diaspora. Welche Kontakte hatte der jüdische Ladenbesitzer und Wirtshausinhaber auf dem Dorf? Im Gegensatz zu seinem Herkunftsort, dem Stetl, überwogen seine Kontakte mit Christen die innerjüdischen. Die meisten Juden, die sich eine derartige Existenz ausgewählt hatten, wussten von vornherein,

¹⁰ Die meisten der von mir im Zeitraum 1999-2010 befragten Personen konnten sich nicht daran erinnern, dass die Eltern bzw. Großeltern konkret von ihrem Leben und ihrem Alltag aus der Zeit hinter der Grenze erzählt hätten. Anscheinend wurden diese Erinnerungen nicht tradiert.

worauf sie sich einließen. Sie hatten schon Jahre vorher in Preußen gearbeitet, d. h. Waren verkauft und dabei für sich sondiert, ob sie als Juden in dieser nichtjüdischen Umgebung leben wollten. Der Gebrauch der Sprache als zentraler kultureller Kontakt stellte in der Regel keinerlei Problem dar.

Zum *jüdischen* Identität gehörten die Verwandtschaftsbeziehungen, die ökonomischen Kooperationen und die Gemeindegkontakte. Räumlich-geographisch gesehen waren die nichtjüdischen die näheren, die jüdischen die entfernteren Beziehungen. Trotzdem waren die jüdischen Beziehungen enger, da sie nicht nur instrumenteller Art, sondern auch von beiderseitiger ökonomischer und emotionaler Beschaffenheit waren. Jüdische Freunde, Verwandte und Geschäftspartner wohnten verstreut im näheren Umkreis. Meistens waren alle untereinander bekannt, denn viele stammten aus den gleichen Orten jenseits der Grenze, waren verwandt oder verschwägert. Die Juden der Region pflegten engen Umgang untereinander und besuchten sich gegenseitig regelmäßig. Es gab in diesen Beziehungen auch ein hohes Maß an gegenseitiger Verantwortung und Fürsorgepflicht. Die restliche Dorfbewölkerung nahm die Ladenbesitzersfamilie ganz genau als andersartig wahr und studierte ihre Lebensweise sorgfältiger, als es sich auf den ersten Blick vermuten ließ. Wieder lässt sich hier feststellen, dass Wahrnehmung von Differenz eine große Rolle spielte. So wurde auch akribisch registriert, wie häufig und mit welchen ihrer Glaubensgenossen die Juden Umgang hatten, wie das Gehöft ausgestattet war und vieles mehr. Die Dorfbewohner wussten ebenfalls, wann die hohen jüdischen Feiertage waren. Dann schloss der Familienvater in der Regel seinen Laden, zog seinen guten Anzug an, setzte den Zylinder auf und fuhr mit den Angehörigen in die Stadt, wo es eine Synagoge gab. Die Familie verreiste mit dem halben Haushalt und blieb über die gesamten Feiertage. Ein- bis zweimal im Jahr nahm so die Familie am Gemeindeleben teil. Allerdings nahm dieser Brauch mit den Jahren ab, es war nicht sehr komfortabel, mit einer großen Familie so ausgiebig zu verreisen. Andererseits wollte man das Geschäft nicht über längere Zeit im Stich lassen. So blieb man zu Hause und feierte nur mit Freunden und Verwandten. Die Familialisierung der Religion schritt so voran. Im Herbst nahmen die Nachbarn zur Kenntnis, dass die Juden in einer Gartenlaube feierten – sie begingen das Laubhüttenfest, im Dezember sahen die Vorübergehenden vielleicht die Lichter des Chanukkaleuchters brennen.

Mitte der dreißiger Jahre, als die Emigration begann, hielten viele Familien noch einmal Resümee. Ihre Eltern, die Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre als junge Paare nach Preußen gekommen waren, hatten relativ rasch und unkompliziert ihre preußischen Papiere erhalten. Sie hatten sich in den meisten Fällen eine kleinbürgerliche Existenz als Ladenbesitzer, Gastwirt, Produkten- oder Pferdehändler aufgebaut. Die Eltern hatten sich äußerlich angepasst. Viele von ihnen beherrschten nur das für die Ausübung des Berufes notwendige Schriftdeutsch, denn ihre Bildungsphase war ja bereits abgeschlossen. Ihre Kontakte und Aktivitäten konzentrierten sie auf ihre jüdischen Verwandten- und Bekanntenkreise. Die Kinder, die Angehörigen der zweiten Generation, wurden voll in das deutsche Bildungssystem integriert. Sie besuchten die Schule, beherrschten ein perfektes Schriftdeutsch und hatten durch ihre Schulkameraden und spätere Berufsausbildung eine Vielzahl an Sozialkontakten. Auch die Mädchen lernten in der Regel einen Beruf, besuchten die Handelsschule oder lernten Schneiderin. Es war für die meisten Jungen selbstverständlich, Wehrdienst zu leisten. Kulturell befand sich diese Generation in einer Konfliktsituation, da sie von ihren Eltern in der Regel streng zur Einhaltung der jüdischen Gesetze erzogen wurde. Diese Kinder standen also zwischen zwei Welten und versuchten das für sich auszubalancieren. Schon vor der Hochzeit legten Paare häufig für sich fest, inwieweit ihr Haushalt, ihr gemeinsames Leben nach der Halacha ausgerichtet sein sollte und wie begrenzt die Zahl ihrer Kinder sein sollte. Gemeinsam baute man sich in

einem Ort eine Existenz auf. Als der Erste Weltkrieg kam, gingen die Männer in der Regel ohne zu zaudern in den Krieg. Die Kriegsgeschichte hinterließ in den kollektiven Erfahrungen tiefe Spuren. Die Generation der jüdischen Weltkriegsteilnehmer entwickelte einen starken Nationalismus und ein sehr verankertes Heimatgefühl. Sie glaubte, in Preußen ihre endgültige Heimat gefunden zu haben. Innerhalb ihrer Umgebung fühlten sie sich akzeptiert. Die ehemaligen Weltkriegsteilnehmer des Ortes saßen häufig zusammen. In den Erinnerungen der Familie Leiserowitz wird berichtet, dass die Mutter der Familie ausschließlich koscher kochte, der Vater aber abends mit seinen Skatfreunden demonstrativ Schweinespeck aß – als Ritus der Zugehörigkeit. Das Gefühl, den Aufstieg geschafft zu haben, verdeckte häufig den Blick auf die Situation der deutschen Gesellschaft, die Anfang der dreißiger Jahre keine Basis für eine stabile, funktionierende Demokratie abgab. Die Enkelkinder, die dritte Generation, trugen deutsche Vornamen, wie ihre christlichen Altersgefährten. In der Regel wussten sie als Kinder noch nicht einmal, dass ihre Großeltern nicht aus Deutschland stammten. Sie lebten in der normalen Welt der zwanziger Jahre, in denen die Geschichten vom Weltkrieg, den Heldentaten, Verwundungen und Kriegsauszeichnungen der Väter präsent waren. Aber darüber hinaus wurde vor den Kindern, wie es damals üblich war, nicht über Politik gesprochen. Ihre Mütter versuchten sie mit aller Macht von allem abzuschirmen, was ostjüdisch schien oder zionistisch war, was also nicht in das Konzept des deutschen Staatsbürger mosaischer Konfession zu passen schien.¹¹ Hier zeigte sich, dass die gebildete Identität auf der Basis neuer Begegnungen und Erfahrungen vor der Umstrukturierung bewahrt werden musste, dass identitätsbildende Akte im wesentlichen nachträgliche Leistungen sind. Die Einsicht, dass kein Mensch Identität einfach hat, sondern dass Identität gebildet und im Lichte neuer Erfahrungen und Erwartungen durch Umstrukturierung bewahrt werden muss, besagt nicht zuletzt, dass die Identität einer Person ein Konstrukt ist.¹²

Der Geschäftsboykott 1933 erreichte die Dörfer und Kleinstädte noch nicht mit voller Wucht. Aber die Generation der jüdischen Weltkriegsteilnehmer wollte und konnte nicht glauben, dass sie von der „Wiedergeburt Deutschlands“ ausgeschlossen werden sollte. Sie war durch die deutsch-nationalen Bildungsinstitutionen der Kaiserzeit gegangen, war von der Abtrennung Ostpreußens vom Reich sehr betroffen wie die anderen Deutschen und unterstützte viele Ideen, wie die Revision des Versailler Vertrages. Ihre hochgradigen Verletzungen auf emotionaler Ebene, die sie durch die antisemitischen Maßnahmen erlitten, trübten dann wohl bei vielen den Blick auf die politische Entwicklung. Erst die Erfahrungen des Novemberpogroms zwang die Generation der Söhne, ernsthaft über einen Weggang nachzudenken bzw. bis dahin halbherzig betriebene Auswanderungsbestrebungen zu intensivieren. Die Vätergeneration dachte aus Altersgründen nicht mehr über eine Emigration nach. Die Generation der Söhne, die ein Lebenswerk vorzeigen konnte und manchmal auch einen Besitz erworben hatte, sofern ihn Inflation und Krise nicht hinweggerafft hatten, konnte alles das nicht einfach gegen bloßes Überleben eintauschen. In gewisser Weise trugen die Söhne jetzt die Last des Erfolges ihres Aufstiegs und ihres früheren Lebens. Hatten sie jetzt nicht nur den Krieg, sondern auch noch ihre Heimat verloren?

VI. Die „Zionistische“ bzw. „internationae“ Generation

Nur ein geringer Teil der Enkelgeneration war vorher bewusst jüdisch engagiert. Mit Hitlers Machtantritt brach für viele die deutsche Welt zusammen und damit auch das Identitätskonstrukt

¹¹ Zahlreiche Interviewte erzählten, wie sie in Begleitung ihrer Mütter, zufällig auf der Straße oder im öffentlichen Verkehr Juden in orthodoxer Kleidung begleitet seien und wie streng, abfällig und abgrenzend ihre Mütter reagiert hätten.

¹² STRAUB, J. Op. cit., S. 93.

der Eltern. Die sich zunehmend nationalsozialistisch äußernde Gesellschaft schloß die Juden mehr und mehr aus und diese reagierten darauf, in dem sie diese Differenzen bekräftigten. Der Eintrittsausweis in den Makkabi oder einen anderen jüdischen Verein markierte eine Wende. Jüdische Freunde, Sportveranstaltungen und Zeltlager standen nun im Mittelpunkt. Die junge Generation, die in der Ausbildung war bzw. studierte, war als erste und direkteste von der antijüdischen Politik des NS-Staates betroffen. Diese Jugendlichen suchten nach einer unmittelbaren Lösung. Infolgedessen kam es in vielen Familien zu Auseinandersetzungen, die in den Augen der Eltern eher als typischer Generationskonflikt gesehen wurden. Die Jugendlichen forderten ihre Eltern auf, doch endlich die Realität zu sehen und nicht zu glauben, dass sich die Situation Deutschlands von selbst bessern würde. Sie suchten selbständig Emigrationsmöglichkeiten. So setzte eine Defragmentierung der jüdischen Familien ein – ein Vorgang, der bis dahin in der jüdischen Familiengeschichte eher undenkbar gewesen war. Ausgebildete Vertreter der jungen Generation suchten nach Emigrationsmöglichkeiten, wobei sie vorrangig in die USA gingen, Jugendliche, die vor einer Lehre standen oder sie wegen nationalsozialistisch gesinnten Ausbildungsbetrieben abbrechen mussten, wählten eine Ausbildung der HaSharah, um nach Palästina zu gehen.

Hans-Georg Leiserowitz emigrierte schon 1934 nach Palästina, wie auch Anni und Hertha Klimowski mit ihren Ehemännern, einem Richter und einem Mediziner. Erika, Erna und Kurt Borowski gingen nach Uruguay und Südafrika. Erika Leiserowitz konnten ihre Eltern 1939 in letzter Minute überreden, mit ihnen nach Shanghai zu gehen. Die Buchung der Ausreise war die einzige Möglichkeit, um Brudert Herbert und Vater Abraham aus der Verhaftung nach der Reichsprogromnacht 1938 frei zu bekommen.

Literaturverzeichnis

- ASSMANN, Aleida; FRIESE, Heidrun. Einleitung. In *Identitäten*. Hrsg. von A. ASSMANN; H. FRIESE. Frankfurt am Main, 1999, S. 11-23.
- LEISEROWITZ, Ruth. *Sabbatleuchter und Kriegerverein. Juden in der ostpreußisch-litauischen Grenzregion 1812-1942*. Humboldt-Univ., Habil.-Schr.-Berlin, 2007, Osnabrück, 2010.
- STRAUB, Jürgen. Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In *Identitäten*. Hrsg. von A. ASSMANN, H. FRIESE. Frankfurt am Main, 1999, S. 73-104.

ŽYDŲ TAPATYBĖS KAITA RYTŲ PRŪSIJOJE. PARADIGMOS

Ruth Leiserowitz

Vokietijos istorijos institutas Varšuvoje, Lenkija

S a n t r a u k a

Išaugusi žydų emigracijos banga į Rytų Prūsiją, ypač po Krymo karo (1853–1856), kurią nulėmė liberali keletą dešimtmečių vykdyta imigracijos politika, paskatino į regioną atvykti ypač jaunas litvakų šeimas. Jie vyko apsisprendę atsisakyti dalies litvakų tradicijų ir įsikurti Prūsijoje. Kokią žydišką tapatybę jie siekė perduoti savo vaikams, kurie augo kaip Reicho piliečiai, ir kokią tapatybę paveldėjo anūkų karta? Šie esminiai tapatybės pokyčiai yra analizuojami remiantis vienos šeimos, kuri imigravo XIX a. antrojoje pusėje, atveju.

Autorė remiasi tokiomis prielaidomis: pirma, Jürgeno Straubo teigimu, tapatybė visada yra suformuota konstrukcija, kuri apima atitinkamas žinias, sąmonę ir refleksiją. Antra, pagal Jano ir Aleidos Assmannų prielaidą, tapatybė gali būti suvokiama kaip skiriamųjų požymių praktika.

Šiame straipsnyje aprašomas atvejis, kuris susijęs su apskrities ir įgulos miestu Tilže. 1895 m. miestas turėjo 28 000 gyventojų, iš jų 681 kataliką ir 600 izraelitų. Tyrimas yra paremtas šeimos fotografijomis ir korespondencija, papildytas keletu archyvinių dokumentų. Šis tyrimas yra didelės studijos apie žydus Lietuvos-Vokietijos pasienio regione dalis.

Šiame tyrime analizuojamos kelios kartos. Viena iš jų – imigrantų vaikai, kurie save identifiko su vokiečiais. Anūkų kartos gyvenimas buvo susijęs su priverstine migracija ir su išsipareigojimu pasirinkti naują tėvynę, daugeliu atvejų – Palestiną, kur mentalinis santykis su jų gimtine įgavo dvilypį pavidalą.

Radikalūs pokyčiai jų gyvenime, didelės dalies šeimos narių praradimas dėl holokausto, o taip pat tėvų auklėjimas paliko gilų įspaudą, kurį vis dar būtina analizuoti Rytų Prūsijos žydų atveju.

JEWISH IDENTITY TRANSFORMATIONS IN EAST PRUSSIA: PARADIGMS

Ruth Leiserowitz

German Historical Institute in Warsaw, Poland

Summary

Jewish immigration, which increased in East Prussia particularly after the Crimean War (1853-1856) because of an immigration policy that had been liberal for decades, brought especially young Litvak families to the region. They came with the decided endeavour to leave a part of their Litvak traditions behind and to establish themselves in Prussia. Which Jewish identity did they pass on to their children, who grew up as citizens of the Reich? And how did the identity of the grandchildren's generation unfold? This very prominent change of identity is shown on the basis of one family that proves to be exemplary for Jews who immigrated in the second half of the 19th century.

So I am reasoning from the following assumptions: first, the idea of Jürgen Straubs that identity is always a formed construct which is based on knowledge, consciousness, and reflection ; second, the assumption of Jan and Aleida Assmann, that identity can be seen as a practice of difference .

The following contribution describes a case in which the garrison and district principle town Til-sit is the centre of attention. In 1895, the town counted 28 000 inhabitants, among them 681 Catholics and 600 Israelites.

The contribution is based on family photographs and correspondences, which were expanded by several archive documents. It is part of a larger study on the Jews in the German-Lithuanian border area.

Several generations can be defined. The generation of the immigrants had children who explicitly felt German. The life of the grandchildren was connected to the decision for forced migration and thus with commitment to a new chosen homeland (in most cases, Palestine), in which the mental relationships to their home region were shaped in a very ambivalent way.

The radical changes in their lives, the loss of numerous family members that died in the Holocaust, and also the accomplishments of parents left lifelong imprints which still need to be analyzed with regard to East Prussian Jews.